

Nekr W 137

ZUM ANDENKEN AN
FRÄULEIN MARTHA WALDER

+

GEBOREN 2. MÄRZ 1874
GESTORBEN 22. MÄRZ 1950

Q 1931, 1252
Ph Schultness
Zürich



TRAUERFEIER

SAMSTAG, DEN 25. MÄRZ 1950 IM
KREMATORIUM ZÜRICH

Ansprache von a. Pfarrer G. von Schulthess

Wie der Hirsch schreiet nach Wasserbächen,
also schreiet meine Seele zu dir, o Gott!
Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott.
Wann werde ich kommen und erscheinen vor Gottes Angesicht?
Meine Tränen sind meine Speise Tag und Nacht,
da man täglich zu mir spricht: Wo ist dein Gott?
Ich denke daran und schütte mein Herz in mir aus, wie ich
dahin ging in der Schar und mit ihnen wallete bis zum Hause
Gottes, mit der Stimme des Jauchzens und Dankens, in der
Menge der Feiernden.
Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir?
Hoffe auf Gott, denn ich werde Ihm noch danken wegen des
Heils seines Angesichts!
Mein Gott! Meine Seele betrübt sich in mir;
darum gedenke ich an dich. . .
Ich spreche zu Gott, meinem Felsen: Warum hast du meiner
vergessen? . . .
Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir?
Hoffe auf Gott, denn ich werde ihm noch danken! Er ist das
Heil meines Angesichts und mein Gott.

Ja, Vater, denn so ist es wohlgefällig gewesen vor dir.

Lc. 10, 21

Liebe Leidtragende!

Wie oft haben wir in unserm Leben freudig „Ja“ gesagt und zugegriffen, wenn Gott uns seine Gaben anbot, uns seine Güte und Freundlichkeit spüren ließ und dafür sorgte, daß alles seinen gewünschten Fortgang nahm! „Ja“ sagten wir zu unserm Leben. „Ja“ sagten wir zu den Freuden und Glücksfällen, zu unsern Erfolgen. „Ja“ sagten wir zur treuen, unermüdlichen Fürsorge, die durch liebe Eltern und Geschwister, Verwandte und Freunde in unser Leben hineinströmte. Wir nehmen das alles gerne hin wie die Sonnenstrahlen an einem schönen Frühlingstag von der Landschaft aufgenommen werden.

Manchmal klang unser „Ja“ nur so wie eine befriedigte Zustimmung zu einer Sache, deren günstiger Verlauf uns sehr natürlich und angemessen schien. Manchmal war es aber vielleicht doch ein erleichtertes „Ja“, das wie Aufatmen tönte nach hängen Stunden, welche lange die Möglichkeit eines schlimmen Ausganges offen ließen. Vielleicht ist es auch hie und da ein „Ja“ gewesen, das begleitet war von Empfindungen innigster Dankbarkeit und neuerstandenen Gottvertrauens, wie es etwa im Herzen eines Genesenen erwacht oder aus dem Gemüt eines Menschen hervorbricht, welcher inne wird, wie unverdient die Gnade Gottes sein Leben begleitet hat.

„Ja, Vater, denn so ist es wohlgefällig gewesen vor dir“, hat Jesus gesagt im liebevollen Gedenken an die Unmündigen, Müheligen und Beladenen, zu denen der Vater ihn gesandt hatte, ihnen Ruhe zu bringen für ihre Seelen.

„Ja“ hat er aber auch gesagt, als ihn diese Sendung selbst in Mühsal und Qual hineinführte, so tief, daß der Tod unausweichlich vor ihm stand und völliges Dunkel der Gottverlassenheit ihn umging. Da hat er den bitteren Leidenskelch fest in beide Hände genommen: Ja, Vater, „nicht mein, sondern dein Wille geschehe!“

So erwartet Gott manchmal auch von uns ein „Ja“ in Sachen, wo wir gar nicht einverstanden sind mit seinen Plänen und lieber ein trotziges „Nein“ ausschreien möchten und uns auflehnen gegen seinen Willen und Weg.

Dieses „Ja“ kann dann aber nicht kommen aus unserem eigenmächtigen Wesen heraus, auch nicht aus vernünftigen Erwägungen, wo uns doch so manches als widersinnig erscheint und plötzlich uns überfällt wie ein Erdbeben in stiller Nacht. Es kann nur seinen Ursprung haben in dem starken Vertrauen auf Gottes Liebesgedanken im demütigen Glaubensgehorsam des Christen, der mit dem Apostel Paulus weiß, „daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen“, und der mit dem Psalm 73, 23—26 sagt: Dennoch bleibe ich stets bei dir, denn du...

In diesem Glauben wollen wir versuchen, auch zu dem, was uns in diesen Tagen, besonders dann, wenn wir am Krankenlager der lieben Fräulein Martha Walder standen, schwer bedrückte, „Ja“ zu sagen.

Im Leide sieht der Mensch oft nur noch das, was Gott ihm genommen hat, während das, was er von Gott empfangen hat und was er von ihm noch erwarten darf, leicht unserm Blickfeld entschwindet. Aber wir spüren: Gerade hier heißt es „Ja“ sagen, nicht als solche, die unter dem Druck eines unerbittlichen Schicksals „Ja“ sagen müssen, sondern als solche, die mitten im Leide dennoch Gott das Allerbeste zutrauen und die ihm dankbaren Herzens wieder bringen, was er ihnen anvertraut und so lange gelassen hat.

Wenn wir darauf unser Augenmerk richten und alle unsere Kraft zusammennehmen, dies zu tun, dann kann uns der Blick

in das Leben der lieben Heimgegangenen und auf das, was Gott ihr zgedacht hat, eine große Hilfe sein.

Vernehmet nun, was mir über das Leben von Martha Walder anvertraut worden ist:

Martha Walder wurde am 2. März 1874 in Kloten als drittes Kind von Pfarrer Heinrich Walder und Anna, geb. Appenzeller, geboren. Von Kindheit auf war sie in ihrer Gesundheit gehemmt und oft auf Pflege angewiesen.

Als ihr Vater im Jahre 1876 seine Pfarrstelle in Kloten aufgab, um seinem Schwiegervater, Caspar Appenzeller, in seiner verbreiteten Wohltätigkeit beizustehen und in der Nähe Appenzellers, im Selnau, Wohnsitz zu nehmen, besuchte sie die sechs Primarschulklassen der „Freien Schule“ am Oetenbach und die Sekundarklassen in der Privatschule der Schwestern von Grebel an der Pelikanstraße. Dort schloß sie Freundschaften, welche sie segensreich durchs ganze Leben begleiteten.

Ein Jahr im Welschland brachte ihre Ausbildung zum Abschluß, worauf sie der kränklichen Mutter beistand so gut sie es bei den häufigen Anfällen heftiger Kopfschmerzen vermochte. Aufenthalte zur Stärkung ihrer Gesundheit in Ermatingen, in Affoltern sowie in einer österreichischen Naturheilanstalt konnten dieses Leiden nur vorübergehend beeinflussen.

Nach dem Hinschied der lieben Mutter, welche bis zu ihrem Tod im Jahre 1899 an ein langes Krankenlager gefesselt war, übernahm Martha Walder zusammen mit einer treuen Helferin die Leitung des Haushaltes. Daneben nahm sie lebhaften Anteil an der Entwicklung der Caspar Appenzellerischen Anstalten, der Gründungen ihres innig verehrten und geliebten Großvaters, zur Erziehung junger Menschen. Auch pflegte sie treulich die Beziehungen zu ihren Altersgenossinnen im „Vereinli“, das bis in den zweiten Weltkrieg fortbestand.

Zusammen mit ihren Geschwistern setzte sie die Bemühungen ihres Großvaters fort, den intensiven persönlichen Verkehr mit

den Vorstehern und Insassen der Erziehungsanstalten aufrecht zu erhalten und die Betriebe zu überwachen. Sie besuchte regelmäßig die Veranstaltungen, wie Weihnachtsfeiern, Examen der internen Schulen und unterhielt freundschaftliche Beziehungen mit den Familien der Hauseltern.

Nach dem Heimgang ihres Onkels Robert Rhyner-Appenzeller und im Jahre 1915 ihres Vaters trat Martha Walder in die Hauskommission der Mädchenanstalten ein und besuchte die letzteren jeden Monat, wobei sie sich bemühte, jedes Mädchen, seine Tätigkeit und seinen Charakter kennen und verstehen zu lernen. Nach der Umwandlung der Heime in eine öffentliche Stiftung (1930) blieb Martha Walder Mitglied der Heim-Kommission, bis sie sich im Jahre 1947 gezwungen sah, diese ihr lieb gewordene Tätigkeit aufzugeben.

Die Kenntnis der jungen Mädchen befähigte sie, auch in der Aufsichtskommission des Caspar Appenzellerischen Lehrtöchter-Fonds, der die weitere berufliche Ausbildung der Zöglinge bezweckt, ein wichtiges Wort mitzureden.

Während ungefähr 30 Jahren hat die liebe Verstorbene in der Sonntagsschule an der Trittligasse als Lehrerin einer Gruppe in großer Treue mitgewirkt bis die Abnahme ihres Gehörs und die gehemmte Sehkraft sie zum Rücktritt veranlaßten.

Mit dem Nachbarhause, dem „Sihlwartheim“, wo junge, in der Stadt arbeitende Töchter ein freundliches, schützendes Obdach finden, wie im Erholungshaus Fluntern, einer Gründung ihres Großvaters zusammen mit Pfarrer Bion, wo genesende, vor ihrer Rückkehr in ihre Lebensarbeit noch Kräftigung nach glücklich überstandener Krankheit finden können, stand sie in lebhaftem Verkehr und zeigte sich auch dort als treue und teilnehmende Freundin.

Bei dieser Vielgestaltigkeit ihrer Interessen, welche ganz auf Nächstenliebe und Hilfe eingestellt waren, bildete ihre schwache Gesundheit fortwährend eine schwere Hemmung, gegen welche sie

ihr Leben lang anzukämpfen hatte. Teils waren es Kopfschmerzen, teils die Qual eines entzündeten Gesichtsnervs, teils Gallensteinkoliken. Das schwerste aber, das ihr schließlich jede Tätigkeit verunmöglichte, war ein Oberschenkelbruch, den sie sich durch einen Sturz bei der Post des Bahnhofs Zürich-Enge am 17. Mai 1947 zuzog. Damit begann für sie eine schwere Leidenszeit, die erst mit dem Tode zu Ende ging.

Von einer Operation in der Pflegerinnenschule hatte sie sich vergeblich Heilung versprochen. Nach einer Kur in Schinznach, einem kurzen Aufenthalt in Aegeri und daheim, wo sie sich nur mühsam fortbewegen konnte, zeigte sich bald, daß sie ohne Spitalpflege nicht auskommen konnte. In der Privatklinik „Eos“ wie im „Paracelsus“ konnte sie tagsüber das Bett verlassen, aber dann lag sie drei Monate im Krankenhaus Zollikerberg und vier Monate im privaten Pflegeheim bei Wytikon, wo sie mit treuer Fürsorge und Liebe gepflegt wurde.

Es waren nicht nur schwere körperliche Schmerzen, die sie Tag und Nacht quälten, sondern auch ihre Seele konnte sich fast nicht mehr zu Gott erheben, so daß die Worte des Glaubens und der Zuversicht auf den Herrn, die sie selbst mit solcher Freudigkeit verkündet und bekannt hat, und das „Ja“ zu den Wegen Gottes, das sie ihr Leben lang festgehalten hatte, verstummten.

Dennoch war sie dankbar für jedes Zeichen liebevollen Gedankens und für jedes Wort, das sie wieder zum Herrn zurückzuführen suchte, so etwa für den Spruch des Herrn in Jes. 49, 15/16: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarmte über den Sohn ihres Leibes? Und ob sie gleich seiner vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen. Siehe, auf meine Hände habe ich dich gezeichnet“.

Mittwoch, den 22. März, ist sie unerwartet leicht und friedevoll entschlafen.

Ihr stilles Wohltun, ihre Treue und liebevolle Teilnahme am Ergehen ihrer Angehörigen, Bekannten und Schutzbefohlenen wird

bei vielen noch lange in dankbarer Erinnerung bleiben. Als Mittelpunkt der Familie versammelte sich seit dem Tode ihres Vaters ihr Geschwisterkreis mit Kindern und Enkeln je zu Weihnachten im sogenannten Pfarrhaus um sie.

Liebe Leidtragende! So haben wir gesehen, wie auch in diesem Leben — wie in jedem Christenleben — sich ein innerer Kampf abspielt um das tapfere, getroste „Ja“ zu Gottes heiligem Rat-schluß. Welches ist wohl das wertvollere „Ja“, das unbeschwerte, leicht hingeworfene oder das andere, welches eines Menschen Herz-blut kostet?

Ja, Vater! Was bedeutet das im Grunde? Ist es nicht, als ob wir dabei unsere Hände in des himmlischen Vaters Hand legten, als ob wir uns selbst ihm aufs neue ganz übergeben würden — und das geht in der Regel leichter unter dem Druck des Leides und der Schmerzen als unter dem Zug der Freude und Dankbar-keit. Damit haben wir zugestimmt, daß der Vater uns nicht auf un-ser-em Wege behüte, sondern daß er uns auf sei-nem Wege leite — und der ist immer heilig.

Ja, Vater! Das ist die große Bresche in die Mauer des Eigen-willens, der immer möchte, daß Gott das tue, was wir haben wollen. Das ist der Weg unseres Herrn Jesus, und dieser Weg führt heim ins Vaterhaus.

Hier hast du meine beiden Hände,
Ich kann ja nichts aus eigener Kraft,
Du weißt den Weg, du weißt das Ende,
Bring du mich durch die Fremdlingschaft!

Ich bitte nur, daß bis zum Ende
Du mich in dein Erbarmen hüllst.
Hier hast du meine beiden Hände!
Nun mache mit mir, was du willst.

Amen.